

Eine von vielen [Fortsetzung]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bundesrichter Dr. Franz Schmid ist 1841 in Altorf (Uri) geboren und widmete sich zuerst der militärischen Karriere. Er trat 1861 als Unterleutnant in das I. Grenadierregiment des Papstes, kehrte aber schon im folgenden Jahre heim und wendete sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Er besuchte die Universitäten von München, Leipzig und Heidelberg und ließ sich 1865 als Advokat in Altorf nieder; 1880 wurde er zum Staatsanwalt gewählt. Dr. Schmid war von 1867–92 Mitglied des Landrates, 1874–76 des Regierungsrates, von 1895–1903 Präsident der Korporation Uri und wurde von der Landsgemeinde 1903 auch zum Landesstatthalter gewählt. Dr. Schmid war ferner seit 1891 Präsident des Erziehungsrates, von 1882–90 Vertreter Urns im Ständerat und seit 1899 bis zu seiner im Dezember 1904 erfolgten Wahl als Bundesrichter der Vertreter im Nationalrat. In seinem militärischen Range ist Dr. Schmid Oberstleutnant im schweizerischen Justizstab und Großrichter der VIII. Division.

Bundesrichter Dr. Ernst Victor Picot ist 1852 in Genf geboren und hat seine juristischen Studien in Genf und Heidelberg gemacht, an welcher letzterem Orte er auch promovierte. Er trat zuerst in den diplomatischen Dienst der Eidgenossenschaft und gehörte von 1876–78 zur schweizerischen Gesandtschaft in Paris, trat aber dann in das Genfer Advokaturbüro über, um sich für die juristische Karriere vorzubereiten. 1880 wurde er Substitut der Staatsanwaltschaft und vier Jahre später Mitglied des Justizhofes, in dem er zuletzt die Funktionen eines Kriminalrichters ausübte. Seine Wahl zum Bundesrichter erfolgte im Dezember 1904.

Bundesrichter Dr. Albert Affolter ist 1856 zu Solothurn geboren und besuchte nach Absolvierung der dortigen Lehranstalten die Universitäten von Leipzig, Heidelberg, Basel und Zürich und promovierte 1880 an letzterer mit der Dissertation „Die actio ad exhibendum und ihre Bedeutung für das heutige Prozeßrecht“. 1881 wurde Dr. Affolter als Mitglied des Obergerichtes sowie des Kantonsgerichtes gewählt. Im folgenden Jahre wurde er Präsident der Anklagekammer und ferner Präsident des Schwurgerichtshofes. Vom November 1884 bis Frühling 1892 gehörte Dr. Affolter der Solothurner Regierung an, in der er das Justizwesen leitete. Er wurde wieder Mitglied des Kantonsrates, dem er bis zu seiner Wahl ins Bundesgericht, Dezember 1904, angehörte. In seinem militärischen Range als Major bekleidete Dr. Affolter die Stelle eines Großrichters des Divisionsgerichtes V.

Bundesrichter Dr. Emil Schurter ist 1864 in Zürich geboren und hat seine Studien in Zürich, Heidelberg, Berlin und Rom gemacht. 1890 promovierte er an der Zürcher Universität mit einer Dissertation über die Grundzüge des materiellen Verwaltungsrechtes in der schweizerischen Zivilgesetzgebung. Dr. Schurter trat zuerst zur praktischen Ausbildung ins Advokaturbüro Meili ein, von wo aus er als juristischer Mitarbeiter der Direktion der Schweiz. Kreditanstalt berufen wurde, praktizierte hernach eine Reihe von Jahren als Rechtsanwalt und wurde im November 1899 als Nachfolger Stockars ins Obergericht gewählt, dem er bis zu seiner Wahl ins Bundesgericht, Ende 1904, angehörte. Dr. Schurter hat neben seiner richterlichen Tätigkeit noch umfangreichen sachwissenschaftlichen Studien obgelegen. Er redigierte die aus den handelsgerichtlichen Entscheidungen hervorgegangenen Blätter für zürcherische Rechtsprechung und arbeitete im Auftrag des schweizerischen Juristenvereins eine systematische und vergleichende Darstellung des kantonalen Zivilprozeßrechtes der Schweiz aus.

Bundesrichter Alexander Reichel wurde im Jahr 1853 in Bern geboren. Er studierte in Bern erst Geschichte, wurde aber von seinem Lehrer Emil Vogt zum Rechtsstudium bewogen, das er an der Universität Leipzig fortsetzte. Nachdem er 1877 das bernische Fürsprecherexamen abgelegt hatte, arbeitete Reichel eine Reihe von Jahren auf den Büreaux der Rechtsanwälte Hofman (Biel) und Sahli (Bern) und gründete 1884 in Bern ein eigenes Büro. Im Jahre 1891 übertrug ihm die bernische Regierung die Professur für Prozeßrecht, sowie für schweizerisches Betreibungs- und Konkursrecht. Reichel hatte von Anfang an dem schweizerischen Konkursrat angehört, der unter dem Vorsitz des Vorstehers des eidgenössischen Justizdepartements die aus der Anwendung des neuen Gesetzes entstandenen Streitigkeiten entschied, bis für die Erledigung dieser Händel das Bundesgericht zuständig erklärt wurde. Als im Frühjahr 1899 Professor von Salis als Abteilungschef für Gesetzgebung und Rechtspflege im eidgenössischen Justizdepartement zurücktrat,



Dr. Viktor Merz, Bundesrichter seit 1903 (Phot. Nische, Laufanne).

wurde Professor Reichel an seine Stelle berufen, blieb aber gleichwohl mit der Universität in Verbindung. In der Militärjustiz bekleidete Reichel den Rang eines Oberstleutnants. Im Sommer 1905 wurde Reichel ins Bundesgericht gewählt.

Bundesrichter Dr. Adam Gysin wurde 1852 in Waldenburg (Baselland) geboren und studierte Jurisprudenz in Basel und Göttingen. Nach Beendigung des Studiums trat er in das Rechtsbüro der schweizerischen Zentralbahn in Basel ein, wofolbst er Chef des Expropriationsbüreaus war und als solcher die Expropriation der Gäubahn und der aargauischen Südbahn durchführte. Nach mehrjähriger Tätigkeit bei der Zentralbahn kehrte Gysin in seinen Heimatkanton zurück und ward Direktor der soeben gegründeten kantonalen Strafanstalt. 1884 gründete er das nachmals so berühmt gewordene Advokaturbüro. 1890 wurde er Gerichtspräsident von Liestal. Daneben spielte Gysin im politischen Leben seines Heimatkantons eine bedeutende Rolle; trotzdem machte er von der mehrmals sich bietenden Gelegenheit, als Vertreter seines Heimatkantons in die Bundesversammlung einzutreten, keinen Gebrauch. Seine Wahl zum Bundesrichter erfolgte im Herbst 1905.

Bundesrichter Alfred Stoob ist 1860 in Bern geboren und hat seine juristischen Studien in Genf, Heidelberg, Leipzig und Bern gemacht. Während seiner Studienzeit betätigte er sich schon praktisch auf dem Büro von Nationalrat Brunner und trat nach abgelegtem Examen in dasjenige von alt Ständerat Sahli ein. Nach einer Reihe von Jahren gründete Stoob ein eigenes Büro und praktizierte bis zu seinem Eintritt ins schweizerische Bundesgericht (Ende 1905). Er war zuletzt noch Präsident des bernischen Anwaltsverbandes.
Anton Krenn, Zürich.

Eine von vielen.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Elisabeth ist nicht immer so sehr verzagt, so alles Selbstvertrauens far gewesen. Stannend schaut sie jetzt zuweilen auf die harmlose, seltsame, tolle Lust ihrer Kindheit.



Dr. Franz Schmid,
Bundesrichter seit 1904.

lassen? Ist sie mit den Nuben in den alten, verwunschenern Grotten herumgekrochen, wo das Wasser so einformig und geheimnistief niedertropfte und wunderfame Gebilde schuf? Hat sie zwischen den Tropfsteinsäulen gestanden und auf dem Tropfsteinthron als halb bekommen, halb fest kichernde Königin gefessen? War sie das, die nachher im lichten Tag draußen in das strahlende Sonnenlicht geschaut und lachend in seligem Gleichmut mit den schmutzigen kleinen Fäusten die Nisse im Kleid zusammengehalten? Sie, die jetzt mit der entsetzlichen Schwere in Kopf und Herzen matten Fußes von Lektion zu Lektion schleicht und zuweilen mit weiten Augen plötzlich zurückschreckt, als träte ihr im leeren Raum ein furchtbar Geminnis entgegen? — — —

Das einzig Beständige im Dasein, der Wechsel der Dinge, erklärt gar vieles.

Nicht als ob die Ereignisse in Elisabeths Leben außergewöhnlich tragisch oder auch nur groß gewesen wären: es ist die stetige Kraft des fallenden Tropfens, die den Stein umhüllt; es sind die gewöhnlichen Begebenheiten des Alltagslebens, die den Charakter formen.

Da kam das Jahr, in dem das Mädchen in großem, ehrlichem Schmerz nieder sank an der Bahre des Vaters, an der Bahre der Mutter. Elisabeth sah sich dem pekuniären Nichts gegenüber. Sie hatte ihre Eltern zu lieb und war auch wohl zu jung noch, um ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, sie so schlecht, so eigentlich gar nicht für das Leben vorbereitet zu haben. Eine reiche Tante, die einzige nähere Verwandte, die das arme verwaisete Ding hatte, riet Elisabeth, nach England zu gehen. „Dort bekommst du schon eine Stelle; in England gibst viele Kinderstuben; du hast ja einen hellen Kopf; da kannst du viel lernen, ohne ein Examen zu machen und bist niemand zur Last . . .“ Das letztere war auch Liesels Wunsch, und so verschluckte sie die Worte: „Wenn du mich doch vorher ein Seminar besuchen ließe!“ Die Tante hat eine so fette Stimme, so klare, kalte Augen und so aufdringlich blinkende Brillanten; es wäre Elisabeth unerträglich gewesen, ein „Nein“ zu hören oder den erneuten harten Vorwurf: „Deine Eltern haben unverantwortlich schlecht für dich gesorgt!“ So heißt das Mädchen die Zähne aufeinander und nimmt sich vor, aus eigener Kraft Lehrerin zu werden; sie meint zum eigenen Trost, von ähnlichen Fällen gehört zu haben. — Während ihrer englischen und französischen Kinderstubenpraxis entwickelt sich ihr Geschick zur Lehrtätigkeit. Auf dieses Geschick aber vertraut sie, als sie sich in der kleinen deutschen Provinzstadt als Sprachlehrerin niederläßt. Und die wartende, lang niedergeduckte Hoffnung hat das liebliche Köpfchen ein wenig vorgestreckt und mit großen leuchtenden Augen in die Zukunft gelächelt. Und die jungen Füße haben das schlanke Mädchen froh von einer Stunde zur andern getragen, beschwingt durch die Aussicht, Freiheit und Selbständigkeit zu erwerben. Dann kam die Konkurrenz der geprüften Lehrer.

Das war die Zeit, in der Elisabeths Lebensgeschichte leicht zu ihrem eigenen Nachteil so recht zutage trat. Sie ging mit ihren Stundenpreisen hinunter; ihre Schüchternheit nahm zu; die geheime, nagende Angst, der Konkurrenz am Ende ganz

War sie denn das, die braunverbrannte, lachende Piese mit den funkelnden Augen, die mit den nachbarbuben auf dem Kuzbaum gefessen und mit den scharfen, weißen Zähnen die Nisse geknackt, die zu klettern verstand wie ein Biesel? War sie das, die glühenden Antlitzes aus Bohnenstangen ein Wigwam errichtet und aus nickenden Farren einen phantastischen Kopfsputz gemacht, die aus Holunderholz scheußlich schmeckende Friedensspeisen geraucht, deren beizender Qualm die Tränen in die Augen trieb? Hat sie am Waldbach gefessen und sich die glitzernden Wellen so kühl und blinkend über die heißen, kleinen Füße rieseln

zu unterliegen, machte ihr Wesen scheu und verwirrt und ihre schmalen Wangen noch schmaler und blässer. — „Ich muß mich emporrassen,“ jagte sich Elisabeth; „diese fürchterliche Halbheit beginnt unerträglich zu werden, sie zermüht alle Kraft in mir, sie richtet mich zugrunde.“ — — —

Sie hört von einer vakanten Stelle in einem Institut.

„Wenn ich die erhalte, dann wäre die bange Sorge für das Morgen gemildert“ — sie lächelt bitter — „die Selbständigkeit dieses Kummer- und Hungerlebens macht mich kaum noch satt . . . Möglich, daß man in einem Institut nicht so streng auf geprüft und nicht geprüft schaut!“

Hoffend macht sich Elisabeth auf den Weg zu der Anstalt. Es ist ein goldklarer Tag im Vorfrühling, und Elisabeth empfindet trotz allem Außenleid voll Dank die große berausende Liebesaufforderung des Lenzes; sie lächelt dem leichten Gewölk zu, das den leuchtenden Azur friedlich durchsegelt, und dehnt ihre Arme all dem Licht, all der stillwebenden Hoffnung entgegen. „Helft, all ihr guten Geister, helft!“

Liebliche Bilder umgaukeln sie.

Im Geiste erblickt sie sich vor einer Klasse kleiner Mädchen; die hängen mit lieben, aufmerksamen Augen an ihren Lippen, und sie unterweist sie, wie man ein praktischer, für das Leben tüchtiger Mensch wird; sie entwickelt ihre Kräfte, sie läßt sie erstarren im Denken und Wollen, im bestimmten Hinstreben auf ein Ziel. Sie erzieht sie zur Lebensständigkeit, die keine Halbheit duldet, die nicht das tottraurige Hinwelfen vor der Zeit, das nutzlose Verzetteln guter, tüchtiger Kräfte gestattet und nicht das Verkümmern an Leib und Seele, unter dem Elisabeth gelitten, jahrelang, weil man ihr die richtige Entwicklung der Kräfte einfach unterbunden. Man hat sie nicht tüchtig gemacht zu irgend einem Berufe; das ist's gewesen, dies der Ausgangspunkt, von dem aus all die kleinen Leiden über ihr Leben hintrieben, es benagend und vergiftend. Kläglich hat sich ihr Wollen und Emporstreben verkriechen müssen unter den bitteren Notwendigkeiten des Tages, immer und immer wieder — — —

Da ward ihr von Jahr zu Jahr lahmmer und elender zu Mute, da mußte sie erkennen, daß sie alt geworden, bevor sie jung gewesen, daß ihr das Leben die schönste Zeit gestohlen und mit der Zeit allen Selbstglauben, alle Selbstfreude, sodas die Wertschätzung des eigenen Ich mehr und mehr herunter sank zu jenem eintönig bitteren, trostlosen: „Es nützt ja alles nichts, ich kann ja doch nicht!“ — — —

Aber nun wird sich ihr Weg nicht länger in trübem Dunkel unter scharfem, zerlegendem Gedörrn dahinwinden; nun hat sie jene fürchterliche, verhängnisvolle, alles Wollen betäubende, dumpfe Erschlaffung abgeschüttelt. Unter blauem Himmel wird sie wandern, und Blumen blühen an ihrem Pfade; die duften so süß! Ein seliges, sieghaftes Lächeln überträumt Elisabeths Antlitz.

Weiche Kinderfingerchen werden ihr lind und zärtlich über das Gesicht streifen! Die Zeit wird kommen, wo sie mit vollen Händen und glücklich strahlenden Blicken austeilen darf von dem Liebeschatz, dessen unergründliche Tiefe ihre Seele erschüttert. Sie wird sich niederneigen zu den kleinen Menschen, mütterlich verstehend, schwermütlich froh, und zu denen,

die traurig sind und scheu verduckt, wird sie leise sagen: „Ich kenne auch das Leid; ich bin euch gut!“ — —

Eine süß aufatmende Beruhigung erfüllt Elisabeths Wesen, als sie sich dem Institut nähert; ihre



Dr. Ernest Victor Picot, Bundesrichter seit 1904
(Phot. Fréd. Boissonnas, Genf).

schlanke Gestalt scheint gewachsen, ihre Blicke leuchten, Jugend und Hoffnung schreiten neben ihr her — — —

Ah, nicht lang darauf verläßt sie das Haus wieder gefenktens Hauptes; ihr schwermütig dunkles Auge hellt sich nicht auf, als ihr der Lenzwind die Wange streichelt. Ihre Seele ist in dem kleinen Empfangszimmer bei der Institutsvorsteherin. Sie hört noch immer deren Worte: „Es tut mir in der Tat von Herzen leid, wertest Fräulein, Ihr Anerbieten ohne weiteres abschlagen zu müssen; aber wir stellen nur geprüfte Kräfte an. Das ist im Interesse der Anstalt unbedingt geboten; die verschiedenen Eltern würden es bald übel vermerken, ließe ich die Kinder durch eine ungeprüfte Lehrerin unterrichten...“ Auf Elisabeths schmalen Gesicht wechselte eine flammende Röte mit jäher Blässe; ein Zucken ging durch ihre Muskeln. Doch sie ermannte sich, und im Hinblick auf ihre harrende, hungernde kleine Seele wagte sie den stockenden Einwand: „Und wenn die ungeprüfte Lehrerin sich im Lehren genügende Geschicklichkeit und das nötige Maß an Kenntnissen erworben, könnte die Praxis langer Jahre ihr nicht etwa den Seminarbesuch ersetzt haben?“ Ein tiefer Blick der Vorsteherin überflog gütig das blutüberhauchte scheue Mädchen Gesicht, und sie sagte mit feinem Lächeln: „Ganz recht, liebes Fräulein; oft haben natürliche Begabung und ausübende Tätigkeit einen strebenden Menschen besser zur Lehrfähigkeit vorbereitet als das Seminar; ich gebe das gerne zu. Aber glauben Sie mir: bez geht die ungeprüfte Lehrerin einen Schützer, so gereicht ihr dieser zum bedeutend größern Nachteil als der geprüften. In solchen Fällen bedenkst man nicht lange, daß irren menschlich ist; man bricht grausam schnell den Stab, und an scharf illustrierenden Glossen fehlt es nicht. Die Welt läßt einen Fehler mit nachsichtsvoller Güte durchgehen, wenn sie vorher schwarz auf weiß die Befähigungsurkunde für den erwählten Beruf erhalten. Ich bin in meiner Stellung durchaus auf das Urteil der Welt angewiesen, und so leid es mir tut, Ihre Persönlichkeit, die mir in der Tat den allerbesten Eindruck macht, in der Anstalt nicht verwerten zu können, so muß ich doch aus ebenerwähnten Gründen darauf verzichten, Ihr Anerbieten in Betracht zu ziehen. Wäre es Ihnen denn nicht möglich, im Interesse Ihrer ganzen Zukunft, noch ein Examen abzulegen? Siebenundzwanzig Jahre sind erst ein Teil des Lebens! Bedenken Sie das!“ — Elisabeth hat an einigen Worten herumgewürgt und dann in stummer Hilflosigkeit dem Ausgang zugestrebt. Noch ein verbindliches Neigen des Hauptes, ein teilnehmender, fast trauriger Blick der Vorsteherin, und Elisabeth steht draußen in dem gleichenden Frühlingssonnenschein. Trotz der wohligen Wärme, welche die klare Frühlingsluft so weich durchweht, rinnt ein Schauern durch ihre Glieder. Am Abend dieses Tages aber ist es, daß sie den Bittbrief schreibt — — —

Den folgenden Morgen bringt sie den Brief auf die Post; sie läßt ihn einschreiben; er ist ihr so wichtig. Und als sie das graue Gebäude verläßt, verflüchtigt sie wie ein betendes Kind die kleinen

schmalen Hände; leise bewegen sich ihre Lippen; eine große Ruhe, eine starke Zuversicht ist in ihrem Herzen; verschwunden sind die Sorgengedanken:

„Wie, wenn die Tante nicht will, wie, wenn sie die Hilfe versagt?!“

Der große Gott über den Wolken ist mit denen, die ein festes, gutes Wollen haben! Der große starke Gott über den Wolken lenkt die Herzen der Menschen; er ist der Meister; er sind die Werkzeuge!

Als der Tag vergangen, der ihr im besten Falle schon eine

Antwort hätte bringen können, da bemächtigt sich freilich statt der starken Zuversicht eine Unruhe des Mädchens. Sie beginnt, mit einer qualenden Erregung auf den Postboten zu warten; sie, die Pünktliche, verläßt um einige Minuten später das Haus, um den Erlaubten abzuwarten, sie kehrt hastiger zurück in dem heißen Hoffen: „Vielleicht ist der Brief da!“

Sie hat sich schon alles ausgedacht, wie sie's machen will.

Sie wird natürlich der Tante keinen unnützen Pfennig verausgaben; sich so richtig satt zu essen, hat sie sich ja schon lange abgewöhnt, und die Aussicht, lernen zu können, wirklich vorwärtszukommen, überhaucht ihr das allerdürftigste Leben mit lichem Schein. Sie hat sich die Aufnahmebedingungen verschiedener Seminare schicken lassen, und während sie an den feinen Handarbeiten stichelt, die sie um einen Hungerlohn für ein großes Geschäft anfertigt, überdenkt sie all den Reichtum an Wissen, den die Studienpläne sie abnen lassen.

„Und mir soll sich das alles in methodisch richtigem Aufbau erschließen!“ frohlockt sie.

Der Gedanke, mit ganz jungen Mädchen zusammen zu lernen, hat alles Abschreckende, Demütigende verloren, er hat jetzt etwas Erfrischendes für sie. „Das wird mich verjüngen, das wird meine steife Kraft elastisch machen!“

Es vergeht eine Woche, ohne daß Elisabeth eine Antwort erhält. Schon befürchtet sie mit heißer Angst, die Aufnahmeprüfungen zu verfehlen, wenn ihr nicht bald die Entscheidung wird. „Dann wäre wieder ein halbes oder wohl gar ein ganzes Jahr verloren,“ denkt sie, und ihre großen dunkeln Augen werden schreckhaft weit. In ihrem Alter hat man keine Zeit mehr zu verlieren. Wohl, da ist sie felsensicher: wenn man ihr jetzt die so glühend gewünschte Gelegenheit zu regelrechter Ausbildung gibt, so liegen noch herrliche Jahre reichen Schaffens vor ihr; aber ihre matte Kraft darf nicht weiter zermürbt werden durch das aufreibende Warten, durch das fiebrische Harren.

Da, als sie meint, die Ungewißheit nicht länger ertragen zu können, kommt der Brief!

Jetzt, dicht vor der Entscheidung wagt Elisabeth doch kaum, ihn zu öffnen. Eine zitternde Angst zwingt sie nieder auf einen Stuhl. Sie gräbt die Zähne tief in die Lippen, sie krallt die Hände, sie streckt sie aus wie in inbrünstig stehender Abwehr: all die marternde Pein, all die bebende Hoffnung durchlebt sie noch einmal in diesen wenigen banger Augenblicke, nur tiefer, fürchterlicher, qualvoller. Dann reckt sie sich empor und öffnet den Brief mit einer plötzlichen Entschlossenheit.

Die Tante schreibt:

Ich habe lang über Deine Sache nachgedacht, liebe Elisabeth, und bin nun zu dem Schluß gekommen, daß Du zu alt bist, um noch einmal mit dem Lernen zu beginnen; in meinen Jahren schaut man derartige Wünsche mit einer vernünftigen Objektivität an. Außerdem fürchte ich, daß Deine doch nie sonderlich starke Gesundheit einem anstrengenden Studium nicht gewachsen ist. Ich halte es für meine Pflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen. — Du hast Dich bisher anerkannterwert tapfer durchs Leben geschlagen und hast, ohne andern zur Last zu sein, Dein Auskommen gefunden; was Deine Kenntnisse Dir bisher ermöglichten, das werden sie Dir in Zukunft nicht verlagern!

Undel, mit dem ich die Sache besprach, rät mir auch entschieden davon ab, Dir das gewünschte Darlehen zu geben; ohne seine Einwilligung bin ich natürlich in Gelbangelegenheiten vollständig machtlos. Unser Leben ist teuer; die heranwachsenden



Dr. Emil Schurter, Bundesrichter seit 1904 (Phot. J. Meiner, Zürich).



Dr. Albert Affolter, Bundesrichter seit 1904 (Phot. Ernst Glug, Solothurn).

den Söhne zwingen uns zu ganz bedeutenden Auslagen: Karl steht bei den Husaren in Bonn, und Ludwig ist Korpsstudent in Heidelberg. — Was Deine Bemerkung bezüglich der Rückgabe des Geldes anbelangt, so wirst Du daran selber nicht glauben. Wer hätte auch schon je von der Rückerstattung derart geliebener Gelder gehört! Ich habe sicherere Kapitalanlagen gemacht, die

sich nur miserabel verzinsen. Glaube mir, liebes Kind, auch der Meiche hat seine Sorgen!

Dieser Brief wird Dir wahrscheinlich eine Enttäuschung sein; aber sei gewiß, ich will nur Dein Bestes!

Deine Tante Anna.

So der Brief.

(Schluß folgt).

Schweizerische Literatur.

(Fortsetzung).

Als dritten unter den jungen Dichtern, die kampfesfreudig in unschöne Wirklichkeiten hineinleuchten mit dem ehrlichen Willen zur Aufklärung, nannten wir den Berner Jakob Wiedmer. Menschliche Niedertracht wird uns auch in seinem Romane geschildert, und zwar mit der Schärfe und Bitterkeit eines Wissenden, eines durch eigene Erfahrung Unterrichteten. „Flut“ nennt sich Wiedmers Roman, und der Titel bezeichnet die im Sommer unfer Bergland überschwemmende Fremdenflut: „Es rollt und gischtet das Meer der Menschen, wenn die Sommer Sonne über ihm steht, und in hohen Wellen brandet seine Flut um die Berge, überschweemt den gewohnten Strand und dringt durch neue Schleusen in traumverlorene Täler, schäumt um einsame Höhen. Sie trägt reiches Gut in den abgelegenen Hafsen, füllt Meise und Salzteiche; aber auch manchen Schiffer hat sie mit samt seinem Fahrzeug schon verschlungen und blühende Gärten unter Schlamm begraben . . .“ Ein blühender Garten unter Schlamm begraben — das ungefähr ist das Ende des Weilers Stügen, des einfachen kleinen Alpendorfleins, das durch die Fremdenindustrie in eine Hotelstadt verwandelt wird. Das Schicksal dieses Berneroberrländerdorfes und seiner Bewohner bildet den Inhalt von Wiedmers Roman. Wie diese harten Dörfler zu geschmeidigen Fremdenbedienten umgewandelt werden und die Fremdenflut alle niedrigen Instinkte bei den engen Bauern an die Oberfläche schwemmt, das wird in dem Buche mit erschütternder Ueberzeugungskraft weniger geschildert als zum Erlebnis gemacht. In drastischer Darstellung eine

glühende Anklage gegen die demoralisierenden Folgen der Fremdenindustrie ist die „Flut“, und so, wie er angelegt ist, hätte der Roman leicht zu einer unleidigen Tendenzschrift werden können. Daß er es nicht geworden, ist der beste Beweis für die Dichterkraft des Autors; denn es muß einer ein Dichter sein, wenn er es vermag, in der poetischen Gestaltung über die eigenen Tendenzen hinauszuwachen. Seine Menschen hat Wiedmer mit soviel feiner Individualisierung, wobei auch ein gesunder, etwas grausamer Humor in seine Rechte tritt, lebendig gemacht, daß sie sich füglich neben den Gestalten eines Jeremias Gotthelf zeigen dürfen. Und auch die Natur lebt mit all ihren Schönheiten und jenen feinen Stimmungsgehalten, die nur dem offenbar werden, der in engen Beziehungen zu ihr steht.

Bei all den Vorzügen des stofflich, gedanklich und poetisch bedeutenden Buches können wir jedoch einen Mangel nicht unerwähnt lassen, den wir schon anfangs angedeutet haben: es fehlt dem Verfasser noch die künstlerische Konzentration auf das Wesentliche, die weise Ökonomie im Aufbau. Es muß zwar zugegeben werden, daß kein Zug da ist, der nicht für das Gesamtbild charakteristisch wäre und die Tendenz des Romans unterstützte; aber das Kunstwerk wird doch öfters durch zu breite Behandlung unwesentlicher Erscheinungen und Ereignisse beeinträchtigt, die große Menge der Personen und Einzelgeschichten stört die einheitliche Wirkung. Freilich lag die Gefahr zur Uneinheitlichkeit des Romans im Stoffe. Es ist schließlich unmöglich, die Entwicklungsgeschichte eines ganzen Dorfes darzustellen, ohne eine Menge Personen und Geschehnisse aufzuführen und mit starken Wiederholungen zu operieren. Immerhin hätte manches an sich hübsche oder interessante Detail ohne Not weggelassen oder doch in andere Proportionen zu dem Wesentlichen gestellt werden dürfen, und der künstlerische Wert des Ganzen hätte dadurch bedeutend gewonnen. Aber das Verscheidenkönnen erfordert eben viel künstlerische Erfahrung und Reife, und die dürfen wir am wenigsten dort verlangen, wo jugendlich starkes Empfinden und heilige Entrüstung einem Wahrheitskämpfer die Feder in die Hand drücken. Die junge Kraft und den Kampfesmut aber möchten wir an dem Buche wahrlich nicht missen, umsoweniger, als der Haß gegen die Korruption letzten Endes doch in einer großen und zärtlichen Liebe für Volksseele und Heimatschönheit wurzelt, deren Schändung dem Verfasser der „Flut“ fühlbar aus Herz greift.

Zu eigentümlich rührender Weise kommt diese Liebe am Schluß des Romans zum Ausdruck. Der Schnitzler Eicher, der innerlich von der Bevölkerung von Stügen losgelöst unter der Korruption nur äußerlich zu leiden hatte, verläßt endlich mit seinen Angehörigen und den Trümmern seiner Habe, angeekelt von den traurigen Zuständen, die einst so geliebte Heimat. Im Unterlande, unweit von Thun, finden sie ein neues, beschidenes Heimen in der Ruhe ländlicher Abgeschiedenheit. Die Ankunft der Schwergedrehten an diesem Orte stillen Sichbescheidens bildet den Schluß von Wiedmers Roman: „Vor dem kleinen Hause, das den Schnitzler und sein Schaffen beherbergen sollte, stand breitfüßig und ehrenfest ein alter Kastanienbaum, dessen Wipfel sich schützend über die demooste First des Häuschens erhob. Der Mai hatte die Nester des Niesen mit tausend roten Blütenkerzen besteckt, an denen ein summendes Bienenheer sich labte. Der Schnitzler blieb staunend vor dem blühenden Wunder stehen. Da kam Gottfriedli auf ihn zugehauert und rief mit strahlenden Augen: ‚D’Berge, d’Berge!‘ Ueber grünen Matten und dunkeln Wäldern erhoben sich fern die weißen Zinnen.

‚Wann gehen wir wieder zu den weißen Bergen?‘ fragte betrübt der Kleine. Und Hans Eicher streichelte ihm lächelnd über das Kraushaar.

‚Sind sie dir so lieb?‘ fragte er. Der Kleine nickte ernsthaft. Da hob ihn der Schnitzler auf den Arm und küßte immer



Alexander Reichel, Bundesrichter seit 1905
(Phot. G. Vollenweider, Bern).